

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Das Erlebnis
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

brutalen Lehnsherrn, die meist nur die Vereinigung zweier Lehnsherrschaften bezweckten, fordert, daß jedes des Besitzes wegen verkappte Weib dem Zug des Herzens folgen dürfe, wenn es den wahren Geliebten entdecke, so hat sich hier diese Theorie in die weitgehendste Praxis umgekehrt. „Wißt Ihr nicht, Sire, daß die Ehen frei sind und freiwillig sein sollen und daß jedes Mädchen denjenigen zum Manne nehmen kann, der ihm am besten gefällt?“ darf ein Untertan den König über eine diesem unbequeme Heirat belehren. Und das weibliche Geschlecht scheint dann auch mit instinktiver Schlaueit die Konsequenzen gezogen zu haben.

Sorgfältig abgeschlossene Mädchen höherer Stände vermählen sich heimlich dem Ausserkorenen, Frauen von sittenstrengem Ruf knüpfen über schon bestehende Ehefesseln hinweg unbedenklich neue Liebesbände, und mauländische Edelbarn, entschlossen, einer Wiederverheiratung auszuweichen, verschaffen sich geheimes Liebesglück.

Wir sind da unversehens auf die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft hingeführt worden, bietet doch gerade von diesem Standpunkt aus Kellers Sammlung, soweit es belletristische Literatur vermag, eine nicht unwesentliche Ergänzung oder vielmehr Bestätigung von Burckhardts Renaissancestudien.

Die im Mittelalter angebahnte Befreiung aus tausendjährigen Schranken scheint, wenn auch nicht immer zum Vorteil der sittlichen Bestimmung der Frau, vollzogen.

Die Puppe, die Sklavin, das Mündel der Vergangenheit ist zur selbstbewußten Persönlichkeit geworden, und die entzückenden rosigen Gesichtchen früherer Schönheitsideale haben sich in die kühlen klugen Züge individuell handelnder Frauen gewandelt. Dieser Frauentypus mag uns die beim Mann der Renaissance vorherrschende Leidenschaft für das verheiratete Weib erklären. In Kellers Novellensammlung tritt diese Vorliebe für das „bereits in der Ehe

ausgebildete weibliche Wesen“, wie Burckhardt sich ausdrückt, denn auch in charakteristischer Weise zutage. Eros wird zur Tragik im Menschenheißal.

So ist Walter Kellers reiche Gabe nicht nur aufschlußreich für die italienische Renaissance-novelle an und für sich, sondern in ganz besonderem Maß für das Liebesleben jener glanzvollen Zeit. Etwas völlig Neues bieten zwar diese Novellen für uns nicht, aber gerade die Kenntnis der schönsten Stoffe unter ihnen als Quellen großer Meisterwerke reizte nur, noch mehr dieser Art kennen zu lernen, und dieses Verlangen hat Keller mit der vom Verlag vornehm ausgestatteten Ausgabe erfüllt *). Nicht wenig trägt dazu die Kunst des jungen Baslers Paul Kammüller bei, der Einband und Bilderschnitt entwarf und damit das Buch zu einem Geschenkwerke ersten Ranges erhob. Was bei der Lektüre ahnungsvoll erschaut in uns aufstieg, jene uns heute so märchenhaft anmutende Zeit der Feste und Gesänge, jener Welt raffiniertester Schönheit und kultureller Eleganz, besonders aber ihre berühmte Frau, die mit den Gebärden der Venus die unschuldigen Lippen des Kindes verband, führt er fein nachempfindend unsern leiblichen Augen vor. Wir vergessen für Momente der drückenden Gegenwart, und Lorenzo Magnificos unendlich freudiges und zugleich so unsäglich wehmütiges Liedchen schiebt sich zwischen die Lippen:

Quanto è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol essere lieto, sia:
Di doman non c'è certezza! **)

Dr. Annie Herzog, Stein (Murgau).

*) Unsere Leser kennen bereits aus der prächtigen Sammlung die Uebersetzungen der Shakespeares „Romeo und Julia“, „Kaufmann von Venedig“ und „Othello“ zugrundeliegenden Novellen, vgl. „Die Schweiz“ XX 1916, 27 ff. 77 ff. 275 ff. XXI 1917, 91 ff. 149 ff. XXII 1918, 125 ff. A. d. R.

**) Schön ist die Jugendzeit, Doch schnell verschwunden:
Wer frühlich sein will, Nütze die Stunden!

Das Erlebnis.

Nachdruck verboten.

Novelle von Emil Schibli, Lengnau.

Der junge Dichter Holderbank konnte sich seines Lebens nicht mehr freuen. Er war müde und zum Tod bereit. Es gab eine Zeit, da war in ihm ein stürmisches Verlangen, hoch zu steigen, schwindlig hoch, über alle hinaus! Alle Schranken, die ihn daran hindern wollten, riß er nieder. Er gab seinen Beruf, der ihn nicht üppig, aber rechtschaffen ernährt hatte, auf, um ganz ein Dichter zu sein. Er hatte große Pläne zu einem herrlichen Werke

in sich. In Verzückungen fühlte er seine Berufung. Wie ein Gott formte er Welten durch die Kraft seines Geistes, wie ein Gott war er Herrscher über Gut und Böse, und wie ein Gott wollte er lieben und zürnen. Als er nun aber an seinem Werke arbeitete, da merkte er bald, wie die süße, selige und gewaltige Kraft, die ein Schöpfer in sich spüren muß, ihn verließ. Er wurde mißtrauisch gegen seine Gedanken, er zerriß, was er schrieb, und verfluchte

seinen Dämon, der ihn verführt hatte. Holderbank lebte in grauenvoller Einsamkeit. Er hätte ein Held sein müssen, um sie zu ertragen. Er hatte weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, noch einen Freund oder eine Liebste. Auch kein Tier, nur einen Geranienstod, der in rührender Dankbarkeit unaufhörlich seine dunkelroten Blüten hervorbrachte. So lebte der Dichter mit einem zerrissenen Herzen und einer verzehrenden Sehnsucht in einem billigen, dürftigen Zimmer nahe bei der Stadt. Sein Essen bereitete er sich selbst, kärglich genug; denn seine Ersparnisse waren gering.

Eines Morgens, als Holderbank nach unruhigem Schlummer erwachte, dachte er: „Nun ist mein Leben nichts mehr als eine traurige, unerträgliche Krankheit.“ Seine Sehnsucht nach Freude, nach Liebe, nach der großen Erfüllung war gestorben. In einem dumpfen Sichsaummehrbewußtsein hatte er die letzten Tage verlebt. Stundenlang saß er in seinem Stuhle und regte sich nicht, dachte nichts, arbeitete nichts. Es war wie eine Erstarrung über ihn gekommen. Weinen konnte er nicht mehr, nichts war ihm mehr schmerzlich; kein Vogellaut und kein Sonnenstrahl berührte sein Herz. Er beschloß zu sterben.

Nach Mittag ging er in die Stadt und kaufte sich einen zierlichen Browning, der ihn beinahe den Rest seines Geldes kostete. Mit einem Gefühl von Beruhigung und doch auch einer seltsamen Nervenerregung schlenderte er nun eine Weile in den Straßen umher, trat, als er müde wurde, in eine feine Konditorei ein, wo er Tee trank und einige kleine Kuchen aß. Dann ging er nach Hause.

Er setzte sich an den Tisch und betrachtete mit Wohlgefallen seinen Browning. Die zierliche, in Perlmutter gefaßte Waffe gefiel ihm immer besser, sodaß er schließlich anfang, sie mit einer Art kindischer Verliebtheit langsam eine ganze Weile zu streicheln. Dann lud er sie und steckte das kleine, kühle Ding in die Tasche.

Er war nun fast heiter geworden. Es war ihm zumute, als ob sein Blut seit langer Zeit stillgestanden hätte und nun endlich wieder einmal warm und belebend seinen Körper durchflösse. Er trat ans

Fenster, und als er sah, wie matt und durstig der Geranium seine Blätter und Blüten ins Sonnenlicht hielt, holte er seine Wasserflasche herbei, begoß die Pflanze und wusch mit einem Tuchläppchen sorgfältig ihre Blätter rein. Hierauf küßte er lächelnd ihre roten Blüten sehr zart, so, als ob er um Verzeihung bitten wollte für das Unrecht, das er ihr angetan. Dann nahm er alle seine Papiere, Entwürfe, Gedichte, einen angefangenen Roman und das große Werk seiner Gedanken und Träume, ein Trauerspiel, aus der Schublade seines Tisches. Er nahm die Manuskripte auf den Arm, ging zum Ofen und warf sie da hin. Er kauerte sich auf den Boden, entzündete ein Streichholz und verbrannte Blatt um Blatt.

Während dieser Beschäftigung fiel ihm ein, er möchte vor seinem Tode noch einmal Musik hören. Deshalb begab er sich, als es Abend wurde, in den Rurgarten, wo das Stadtorchester den Sommer über Konzerte gab. Er aß hier zu Nacht und trank eine Flasche teuren französischen Rotwein. Es war ein schöner Juliabend, die Luft noch leise von Sonne durchwärmt, während am Himmel schon die Sterne leuchteten. Das Konzert hatte noch nicht begonnen, und Holderbank konnte, behaglich in seinen Stuhl zurückgelehnt, die den Garten allmählich füllenden Menschen betrachten. Aber es waren nicht die Brüder und Schwestern seiner Dichtersehnsucht. Da ließ er sich einige Zeitungen bringen. Es waren viele Wochen vergangen, ohne daß er eine Zeitung gelesen. Erst jetzt kam ihm wieder ins Bewußtsein, daß über die Welt ein schrecklicher, nie gesehener, unerhörter Krieg rase, alles verzehrend, ein Krieg, der kein Ende nahm, vielmehr die Erbitterung und den Haß der Völker gegeneinander ins Ungemessene, bis zum Wahnsinn steigerte. Es gab einzelne Männer, die wachen Geistes und blutenden Herzens Einhalt geboten, um Christi willen, um der gequälten, zu Tode gemarterten Menschen willen, um jedes armen, rührend unschuldigen Tieres willen. Es gab edle Jünglinge, die, den Heilandsgedanken rein in der Seele tragend, das Entsetzliche nicht ertrugen und, mit den Händen die Augen vor dem Grauenvollen verhüllend,



Franz Gehri, Holzfluh.

Lachendes Bauernmädchen (1916).

den Tod suchten. Aber der Einzelne galt nichts mehr, außer er war ein genialer Schlachtenlenker oder zungenfertiger Minister; nicht aber galt der Gottesverkündiger der Liebe, der Sänger der Schönheit oder sonst ein tiefer ernster Denker an den Rätseln des Lebens.

O, der Krieg machte es doppelt und dreifach und hundertfach nötig, daß die Menschheit neue Märtyrer hervorbrachte, neue Verkünder, Gottesprediger und -deuter. Rühne Männer mußten es sein! Helden der Zukunft, Kämpfer einer neuen werdenden Zeit! Solch ein Held, solch ein Kämpfer wollte auch Holderbank sein. Aber die heilige Kraft hatte ihn verlassen; er war kein Auserwählter, und er lag da, ein armer zerbrochener Scherben.

Nun auf einmal tat ihm die Walzermusik bitter weh, und er vermochte es nicht länger, all diese schwahenden, lachenden, unergriffenen, im Gemeinen des Alltags untergehenden Menschen anzusehen. Daß er selber den Krieg vergessen, daß er gut zu Nacht gespeist und Wein getrunken hatte, daran dachte er nicht. Er bezahlte seine Zechen und verließ den Garten.

Bald darauf passierte er eine hohe Brücke, sah unten den nachtdunkeln, rauschenden Fluß und beschloß, den Weg, der jenseits der Brücke hinabführte, hinunterzusteigen und einem Ufer entlang zu schlendern. Unten ging er auf dem schmalen, von Gebüsch bestandenen Pfad. Die Wellen sangen ihr gleichmäßiges, melodisches Lied, von den Brückenlaternen herab sanken glitzernde gelbe Lichter ins Wasser, und über die Eisenbahnbrücke rollte donnernd ein Zug. Manchmal begegnete Holderbank einem stillen, heißumschlungenen Liebespaar.

Indessen kam er immer weiter von der Stadt weg, die Landschaft umfing ihn mit ihrer nächtlichen Sommerruhe: Wind wehte leise in den Bäumen, Grillen zirpten, ab und zu schlug ferne in einem Dorf ein Hund an. Und immerfort und stärker rauschte nun der Fluß. So war er wohl eine Stunde lang gewandert, als plötzlich aus einem Gebüsch heraus ein Geräusch an sein Ohr drang, das wie Schluchzen einer Frau tönte. Er horchte, schlich auf spitzen Zehen näher hinzu und

hörte es nun ganz deutlich: es schluchzte eine Frau. Nun dachte er, es handle sich um ein Paar, das Liebeshändel zu schlichten habe, oder die Frau weine aus irgend einem Grunde. Aber als er länger da blieb und hinhörte, merkte er, daß es ein einsamer Mensch sein müsse; denn es war keine Männerstimme, noch irgend ein anderes menschliches Geräusch zu hören als dieses stoßweise, wilde Schluchzen.

Da griff Holderbank in die Zweige und schritt durch das Gebüsch hindurch und kam auf eine kleine, offene Landzunge, die von glucksendem Wasser leise bespült wurde. Am Boden kniete eine Frau mit tief gebeugtem Kopfe. Das Gesicht hatte sie in den Händen verborgen. Holderbank trat zu ihr hin, ergriffen von dem Anblick und sich selber ganz vergessend. Er sah, daß es eine arme Frau war, in grober Kleidung, und als er ihre Hand ergriff, war sie hart und rissig.

„Liebe Frau...“

Aber die Frau sah nicht auf; sie blieb auf ihren Knien liegen und weinte.

„Frau, bitte, sagt etwas zu mir. Kann ich Euch etwas helfen? Redet etwas, schaut mich an; ich bin ja auch ein armer Teufel!“

Holderbank sprach liebevoll, demütig wie ein Kind, das Gott um etwas bittet. Dies mußte die Frau fühlen; denn sie ließ ihre Hände vom Gesicht sinken und sah den Tröster, der neben ihr kniete, an.

„Kommt, wir wollen aufstehen und eine Bank suchen. Es ist hier feucht, und Ihr könntet Euch erkälten.“ Die Frau tat nun wortlos, wie er wollte. Holderbank griff ihr unter den Arm führte sie sorgfältig auf den Weg zurück und ging ganz langsam, wie mit einer Kranken.

„Wollt Ihr mir nicht ein wenig erzählen? Es wird Euch vielleicht gut tun. Aber ich will Euch nicht zwingen, nein, nein. Ich möchte Euch nur gerne ein wenig helfen, wenn ich kann.“

„Ach Gott, mir tut der Kopf so weh,“ sagte die Frau. „Wo sind wir auch? Wie spät ist es auch?“

„Wir sind im großen Moos, und es ist elf Uhr. Hört Ihr? Jetzt schlägt es im Möringer Kirchturm elf Uhr.“

„Wißt Ihr eine Bank? Ich bin so müde.“

„Ja, ganz nahe hierbei, auf der Waldhöhe ist eine. Kommt! Stützt Euch nur fest auf meinen Arm.“

Sie schritten einen schmalen Weg aufwärts, und Holderbank dachte, immer rhythmisch mit seinen Tritten: O Leben, Leben, Leben!

Als sie die Bank fanden und sich setzten, sah er zum ersten Mal das ganze Gesicht seiner Begleiterin. Es war gedunsen vom vielen Weinen und bleich. Die Frau war beiläufig etwa fünfzig Jahre alt.

„So,“ sagte Holderbank, „jetzt können wir da ein wenig ausruhen.“

Sie schaute ihn an.

„Ihr seid gut zu mir, Herr. Ich bin eine arme Frau. Ich danke Euch.“

„Ihr müßt mir nicht danken, wofür auch? Wollt Ihr mir jetzt erzählen?“

„Ja. Wissen Sie, Herr, ich ging an den Fluß, weil mein Bub tot ist. Er ist in Frankreich gefallen. O, dieser Krieg, Herr, dieser schreckliche Krieg! Wenn es wahr wäre, daß es einen Herrgott im Himmel gibt, ich würde ihn verfluchen! Bei meiner Seele, ich würde es tun. Aber es gibt keinen Herrgott im Himmel, nein, nein! Ich weiß, daß hunderttausend andere Mütter ihre Söhne auch durch den Krieg verloren haben und jeden Tag verlieren, aber was hilft mir das, was hilft mir das? Es ist ja nur hunderttausendmal schrecklicher! O, alle Mütter verlieren ihre Söhne, alle, alle! Er war mein einziges Kind. Herr, mein einziges. Mein Mann selig war Deutscher. Ich bin eine Schweizerin. Mein Bub ist hier geboren, hier in die Schule gegangen und groß geworden. Zwanzig Jahre alt. Da kam der Krieg. Er mußte hinaus mit tausend andern. O, ich habe sie gesehen, ganze ganze Züge voll! Er ging nicht gern, er schrie nicht Hurrah, nein, er stand ganz still am Fenster und schaute mich an. Er war nie zuvor in Deutschland gewesen, es war nicht seine Heimat, aber er mußte gehen. Warum habe ich ihn nicht zurückgehalten, warum nicht? Warum haben nicht alle Mütter ihre Söhne in die Arme genommen und zurückgehalten? Warum nicht? Zwei Jahre war er draußen, in Frankreich, in Rußland, in Serbien, was weiß ich wo. Jetzt ist er tot. Er war mein einziges Kind, Herr, mein einziges. Mein

Mann ist vor zehn Jahren gestorben. Da hatte ich nichts mehr als den Knaben. Ich habe für ihn gearbeitet, gelitten, gelebt, nur für ihn. Der Bub war brav und gesund, o, so gesund. Er ging viel in die Berge, und ich zitterte für ihn. Er hatte die Berge lieb, wie sein Leben. In den Bergen ist er nicht gestorben. Aber jetzt, vor drei Wochen, hat ihn eine Kanonenkugel gräßlich in Stücke zerrissen wie ein Tier. Herr, sagt mir: Ist der Mensch ein Tier? Ja, nicht wahr, er ist ein Tier, ein armes gehektes Tier, nicht wahr, Herr, es ist so? Aber können wir nichts tun, daß es ein Ende nimmt? Können wir nicht schreien, daß es lauter brüllt als die Kanonen, können wir nicht, wir hunderttausend verzweifelte Mütter, uns zwischen die Soldaten hineinwerfen, zwischen ihre Gewehre und Kanonen und schreien: Schießt jetzt! Schießt doch! Aber sie würden schießen, nicht wahr, Herr? Sie müssen ja! O, warum müssen sie denn! Warum! Warum! Sagt es mir doch, Herr! Ich begreife es nicht... Ich wollte sterben. Ich wollte ins Wasser. Da kamen Kinder. Sie sangen ein Lied, das ich oft mit meiner Mutter sang. Da konnte ich nicht ins Wasser, es hielt mich zurück, wie mit Stricken. Ich wußte nicht warum. Aber auf einmal kam es mir in den Sinn. Ich wollte nicht sterben, ich wollte leben. Ich war kein Tier, nein, kein Tier, ich war eine arme verlassene Frau, aber ich hatte ein warmes lebendiges Menschenherz. Das merkte ich am Liede, das die Kinder sangen. Ich wollte leben und helfen. Herr, es sterben ja nicht alle in diesem Kriege. Es bleiben viel Elende zurück. Wir müssen einander alle helfen. Aber es ist jetzt so grenzenlos traurig in dieser Welt. Darum habe ich so geweint. Nun bin ich gefaßt. Ich will leben, vielleicht kann ich noch etwas Gutes tun...“

„Ja“, sagte Holderbank, „das könnt Ihr gewiß. Und ich will auch helfen. Aber es ist kühl. Wollen wir jetzt heim gehen?“

„Ja, wir wollen heim gehen.“

„So kommt, Mütterli!“

Und Holderbank fühlte wieder in sich die Glut der ewigen Menschenseele, und die heilige Kraft der göttlichen Liebe,

die täglich neu geboren wird, füllte ihm Herz und Augen. Und als sie eine Stunde nach Mitternacht über die glei-

che hohe Brücke gingen, griff er in die Tasche und warf den Browning über das Geländer.

Volkskundliches bei den Schweizer Soldaten.

(Schluß).

IV. Sprache und Gesang.

Während man bis jetzt bei allen Betrachtungen zur Einsicht kam, daß das Militärleben in enger Verbindung mit dem Volksleben steht, wird man nun die eigentümliche Beobachtung machen, daß in Sprache und Gesang sich der Soldat sozusagen selbständig gemacht hat. Es hat sich während der Grenzbesetzungszeit eine eigentliche Soldatensprache gebildet. Früher waren nur einzelne Ausdrücke dem Nichtmilitär unverständlich; jetzt gibt es deren eine große Menge, und täglich entstehen neue. Es wäre lehrreich, den Quellen nachzugehen, aus denen die neuen Wörter entstehen, doch muß ich mich hier darauf beschränken, eine Reihe von Beispielen anzugeben. Viele der neuen Ausdrücke haben nur kurze Lebensdauer, andere führen bei irgend einem Truppenteil ein bescheidenes Dasein, manche aber haben ihren Weg durch die ganze Armee gemacht und beginnen schon, sich im Volke einzubürgern. Der größte Teil wird wohl nach dem Kriege wieder verschwinden, allerdings nur nach und nach. In Refruten Schulen und Wiederholungskursen werden sie jeweilen zum Teil wieder aufleben. Langes Leben werden aber nur die haben, die in den Wortschatz der Volksmundart übergegangen sind. Dieses Werden, Leben und Vergehen einer Sprache ist nicht nur für den Sprachforscher interessant, es bietet auch dem Laien wertvolle Einblicke in das äußere und innere Leben der Soldaten und also auch unseres Volkes.

Die folgenden Beispiele entnehme ich mit wenigen Ausnahmen den erwähnten Zusammenstellungen von Dr. Hanns Bächtold. Schon diese enthalten nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Gemenge, das heute die schweizerische Soldatensprache bildet, und ich muß mich natürlich noch mehr beschränken. Immerhin wird diese ganz kleine Auswahl genügen, um darzutun, daß unsere Sol-

daten auch als Sprachschöpfer etwas leisten.

Ausdrücke für die verschiedenen Waffengattungen und Spezialdienste:

Für Soldat sagt man allgemein Täl; dies Wort gehört jetzt schon der Volkssprache an. Landwehrseßlig ist einer, der frisch in die Landwehr kommt, Konfirmand der zur Truppe einrückende Rekrut.

Die Infanterie, besonders die Feldinfanterie, wird benannt mit Mutterstüpf, Schollehopser, Sandhase, Furregumper, Hurrabuebe, Gstieletti (wegen des Schanzwerkzeugs), Fußschweißindianer.

Die Artilleristen sind die Kanöner und die „mit de große Schnörre“.

Die Sappeure heißen Erdmechaniker, Feldmauser, Maulwürfe.

Die Radfahrer nennt man Savasreiter auf den Gummimähren.

Die Trainsoldaten sind die Trainglo, die Koffbollenschüttler.

Bei der Verpflegungstruppe sind die Büchsenöffner und die Schimmelpilze.

In der Küche haufen die Küchendraconer und ihr Chef, das Suppenhuhn oder der Schnalletrieber (Schnalle = Suppe).

Die Bäcker schimpft man Teigass und Mehlwurm.

Die Trompeter sind die Grünspanspücker und die Tambouren die Kalbfelltrompeter.

Aus dem Vollen wurde geschöpft bei der Benennung der Sanitätler. Die lebenswürdigsten Namen sind: Krankenmörder, Lichebiiger, Chnocheflicker, Chnocheschlosser, Pflasterlibuebe, Brungguttereschmöder, Jodler (von Jod), Latrineingenieur, Klüstiersprüßkanonier.

Auch an den Feldprediger wagen sich die Sprachschöpfer. Seelenpuß, Paradiesfuhrmann, Seelenlöter, Seelenöler sind die sanftesten Namen. Die Feldpredigt ist der Seelenpaß und der Seelentürgg (Türgg = Gefechtsübung).